Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 2 (1908)

Artikel: Zum neuen Tavel
Autor: Bohnenblust, Gottfried
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751111

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Beispiel, dass bei Kindern die Assoziationen stärker auseinander gehen als bei Erwachsenen, und dass sie längere Zeit in Anspruch nehmen, also weniger fest sind. Ferner dass die festesten Assoziationen wie Vater — Mutter auch die raschesten sind. Es ist dringend zu wünschen, dass die experimentelle Methode, die in der äussern Sprache schon so glänzende Resultate erzielt hat, mehr und mehr unsere grosse Unkenntnis der psychischen Sprachprozesse aufhelle. Den Hohn und die starke Ablehnung, die diese Experimente vonseiten einiger Philologen erfahren haben, verdienen sie wirklich nicht.

(Schluss folgt.)

ZÜRICH. PROF. LOUIS GAUCHAT.

□□□

ZUM NEUEN TAVEL[1]).

„Eine gute Kritik beweist nichts gegen den Wert eines Kunstwerks". Wenn aber eine Dichtung Gedanken weckt, die weiter gehen und in scheinbarer Ferne verlaufen, so beweist das auch dann nicht wenig für ihren Wert, wenn die Erwägungen nicht eine lückenlose Lobeserhebung bilden, die ja ohnehin mangels aller Kontraste von vornherein ungeniessbar bleiben müsste.

Wer freilich ästhetisches Geniessen und denkendes Besinnen auf den gebotenen geformten Stoff nicht vereinigen kann, wer also auf die Einheit seiner Einzelerlebnisse verzichtet, sei hiermit selbstlos vor dieser Untersuchung gewarnt. Man hat ja wirklich die Pflicht, sich allem nutzlosen Ärger zu entziehen.

Seit Rudolf von Tavel von seinen dramatischen Arbeiten, die in Bern durch Liebhaber-Aufführungen bekannt geworden sind, sich zur Novelle gewandt hat, bewunderten wir in ihm einen unserer gemütvollsten, liebenswürdigsten und formell tüchtigsten Humoristen. Mit mehr als bloss sentimentalem Lokalpalriotismus, mit ernster Freude sah man durch ihn das alte Berndeutsch, dessen Reinheit durch die Grenzverwischung immer fraglicher wird, eine ebenso einfache wie reiche und anschauliche Mundart,

---

[1]) Der Stern von Bubenberg. Bern, A. Francke, 1907.

aus dem zeitlichen Untergang in die literarische Überzeitlichkeit erhoben. Mit Entzücken fand man in seinen Erzählungen ferner eine ganze verschwindende oder verschwundene Kulturform poetisch festgehalten und verklärt, von einem Gestalter, der in den Dingen gross geworden und zu einer überlegen humorvollen Gesamtwürdigung gelangt ist. Es ist dieselbe Empfindung, die „Schloss Boncourt“ von Chamisso aus rein innern Gründen so wirksam macht: Die Kunst befreit von der isolierten Betrachtung des peinlichen Einzelerlebnisses, reiht dieses in den ganzen Zusammenhang des Geschehens ein und befreit es dadurch von seinem spezifischen Gewicht.

So steht Rudolf von Tavel zum alten Bern. Der Künstler segnet die Vergangenheit. Und unter seinen Händen erwacht sie zum Leben.

Die formellen Vorzüge, von denen noch im einzelnen die Rede sein soll, sind in seinem neuen Buche dieselben geblieben. Besonders denke ich an die Komposition, an die Episodentechnik, die meisterhafte Anschaulichkeit besonders in den Personifikationen. Der Inhalt hat sich wesentlich gewandelt. Wir haben nicht mehr ein Werk der humorvollen Weltbetrachtung vor uns, sondern eine Thesennovelle mit symbolischem Titel. Davon später.

Die Übereinstimmung der technischen Vorzüge mit den frühern Werken ist sogar so gross, dass sie dem Eindruck des neuen schaden mag. Das elegische Distichon, das so manches Fortsetzen eines gut geratenen Buches trifft, gilt freilich hier doch nicht: „Ach, ist einmal das Leben hinab in die Grüfte gestiegen, seinen Schatten allein bringen die Götter herauf.“

Auch diesmal beschenkt uns der Dichter mit der Möglichkeit, etwa einmal herzlich aufzulachen über einem besonders geistreichen Einfall oder einer feinen Beobachtung, wie bei dem Nachtrag des Kindes zu seinem Nachtgebet zu Ende des neunten Kapitels oder bei dem Ritt der Heldin durch den aufrührerischen Ober-Aargau. Aber freilich, Tavel hat seine Leser in dieser Hinsicht verwöhnt. Hervorragend hat mir schon bei der ersten Novelle die Komposition und besonders die Episodentechnik geschienen. Hier sind kleine Manieren, die wohl fallen durften, gefallen, speziell die vorgreifende Erwähnung späterer Ereignisse, die den Stil epischer

Ruhe stören. Die Episoden werden am deutlichsten, wenn zunächst die eigentliche Fabel hergestellt wird, und sich von da aus der „freie Zusammenhang“ zeigt.

Oberst Wendschatz, Schlossherr von Hünigen, ist im Bauernkrieg 1653 zur Überzeugung gekommen, das Volk könne von der Regierung nur mit Liebe zu einem den frühern Idealen entsprechenden Verhältnisse erzogen werden. Der Stern im Wappen der Bubenberg symbolisiert ihm, sowohl den Glanz dieses Ideals, wie auch die Einsamkeit, in die es seine Vertreter bei der unbewussten, zum Teil auch gewollten Verständnislosigkeit jener Zeit bringt. Er will deshalb auch nicht im Rat, sondern im Kleinen in seiner Herrschaft arbeiten. Gleichzeitig aber fesselt ihn die schöne Tochter des Seckelmeisters Willading, und trotzdem er die Gefahren für die Durchführungen seiner Bestrebungen erkennt, heiratet er sie, natürlich wie üblich besonders um des mutterlosen Jungen aus erster Ehe willen. Wenn auch hier „der Heilige zunächst mit dem Weibe versucht“ wird, so nimmt die Sache also einen auffallend idyllischen Verlauf. Nun erlebt er umgehend den Verlust des frühern Zutrauens und den Schiffbruch ungfähr alles dessen, was er vorher errungen. Besonders trifft ihn noch das Misstrauen der Regierung wegen des letzten Versuchs, das Vertrauen der jungen Bauern durch die Schenkung von Gewehren zu gewinnen. Da kommt der erste Vilmergerkrieg von 1656, der Oberst muss ausziehen und fällt in tapferem Kampf. Der Tod tröstet ihn durch die Parallele mit dem Schicksal Jesu, der auch für seine Sache nur durch den Tod habe endgültig wirken können; sein inzwischen geborener Sohn soll seinen Namen führen und dazu Christoph heissen, das heisst als Christusträger auch einst sein Vaterland durch den breiten Strom tragen.

Wir beschränken uns zunächst auf das Formelle. Die gute Episode leistet das Doppelte, dass sie in sich geschlossen ist und gleichzeitig zur Charakteristik der Hauptpersonen, meist einer solchen zweiter Ordnung, etwas wesentliches beiträgt, wodurch ihre Notwendigkeit im grossen Organismus des Kunstwerks bewiesen ist. Der Leser wird danach selbst beurteilen können, ob die Episoden in Lenzburg, in Diessbach, in Bern und Interlaken auch vom technischen Standpunkt aus gelungen sind oder nicht. Noch

feinsinniger als die nicht mehr ganz ungewöhnliche Sternsymbolik des Titels ist eine vielleicht sogar unbewusste symbolische Zusammenfassung der ganzen Handlung in der Todesfahrt am Schluss: Von Lenzburg über Diesbach nach Hünigen geht die ganze Erzählung und auch dieser letzte Weg: In Diesbach, wo er dem Pfarrer Gryph seine Ideale verkündigt, am Grabe der ersten Frau, ist der Oberst tot. Auf sein Schloss, wo jetzt seine Frau krank liegt, wird er nicht lebendig kommen.

Um von der Klarheit und Gegenständlichkeit der Anschauung einen Begriff zu geben, genügte es schon bei frühern Büchern, auf die meisterhaften Personifikationen hinzuweisen. Besonders der horazische Typus „post equitem sedet atra cura", wo das Sichtbare und die Gestalten der Fantasie in einen Raum gebannt sind, — das bedeutet Triumph oder Klippe! — fehlt auch hier nicht. Da reitet der Teufel abends ins Lager und raunt einem Erwählten einen Plan ein. Die räumliche und fiktive Anschauung sind eins geworden.

Auch sprachlich sind die Vorzüge der frühern Novellen gewahrt. Nicht nur in der bekannten vorzüglichen Wiedergabe der verschiedenen Dialekte und Dialektvariationen, bei denen allerdings die zeitliche Differenz für den Dialog ignoriert ist; auch syntaktisch stehen kaum zehn Konstruktionen in dem Buch, die schriftdeutsch gedacht sind. Es sind lauter Fälle, wo die Einleitung des Nebensatzes im Berndeutschen dem Dichter zu wenig Abwechslung bot, besonders bei Relativ- und Kausalsätzen, die nur mit dem zeitlichen „wil" subordiniert oder mit „drum" oder „halt" koordiniert werden können, wozu noch die drollige Wendung „vowäge" ohne Inversion kommt, während „da" und „hei si doch" nicht bernisch ist. Was eine so weit durchgeführte Reinheit für eine Meisterschaft erfordert, ist jedem klar, der die geringe Variabilität der dialektischen Syntax kennt.

Endlich wäre lobend von der Charakteristik zu reden. Das haben aber andere vor mir genügend getan. Auch da ist die echt epische direkte Charakterisierung ohne Nennung der Eigenschaften an Kontrastfiguren, wie Werdmüller, tadellos durchgeführt, einem Typus, der jedenfalls nach dem Leben gezeichnet ist, so wenig er auch den feinern Zürchercharakter in genere erschöpft.

Nun aber der Inhalt. Dieser steht, wie schon gesagt, in scharfem Gegensatz zu den Landorfernovellen als Thesenerzählung mit symbolischem Titel. Nun ist zwar schon der Houpme Lombach durchaus auf dem Problem der Liebe Lombachs zu Elisabeth aufgebaut und die endliche Bezwingung dieser Leidenschaft schliesst diesen Teil, worauf „Götti und Gotteli“ hübsch harmonisch die Dissonanz endgültig auflöst. Die erste Novelle freilich war einfach eine sehr geschickte und geistreich sprühende Liebesgeschichte gewesen, und das Leitmotiv, „l'amour sera plus fort que les principes“ ist mehr problematisch als ein Problem in dem hier gemeinten Sinn. Aber auch die zweite Geschichte mit einem tiefgehenden Konflikt endet vollkommen harmonisch und konnte einen humoristischen Gesamtwert erzeugen, weil der Verlauf vollständig durchgeführt und das Problem nicht nur gestellt, sondern gelöst war.

Hier liegt nun der grosse Gegensatz des neuen Werks. Die Stimmung bleibt durchaus gespalten. Jenes Erlebnis des Pfarrers Gryph, der, nachdem ihm das Bild des Obersten zum Ideal emporgewachsen, das versteckte Bild Käthelis sieht, bleibt auch dem Leser. Sollte wirklich allein die Frau Pfarrer von Diesbach das letzte richtige Wort haben, die erklärte, wenn in Hüningen eine Frau erscheine, werden die Schrullen schon verschwinden? Wie ist es möglich, dass der klare und ehrliche Oberst die Stimme nicht hören will, die ihm deutlich sagt, die Sorge um dieses geliebte Wesen ruiniere seine Pläne? Wie ist es möglich, dass das Motiv des einsamen Sterns genannt wird und dann ganz unwirksam bleibt? Und wie kann die bittere Notwendigkeit des Kriegszugs sogar für die Frau als „das grösste Opfer“ bezeichnet werden, da doch dazu der freie, das heisst bloss innerlich bestimmte Wille gehört?

Nun, all das musste so kommen, weil der Oberst dem Opfer, das seine Ideale von ihm fordern, einfach nicht gewachsen ist. Er ist eine weiche, kontemplativ gestimmte Natur, tut, was er muss, vorzüglich; aber von Werdmüllers Energie fehlt ihm auch das Gute. Ich weiss nicht, warum der Dichter diesen Zusammenbruch so früh eintreten lässt, da doch nach der frühern Charakteristik seiner Frau noch viel mehr zu machen gewesen wäre. So erhalten wir den Eindruck eines vorzüglich aufgebauten Gerüstes, das dann doch vor dem Bau zusammenbricht, ein peinlicher

Widerspruch, der trotz dem erbaulichen Schluss dissonierend bleibt. Denn was soll uns unter diesen Umständen der Verweis auf den Sohn?

All das setze ich nur darum her, weil an diesem Beispiel das Wesen des Humors deutlich wird. Es müsste hochinteressant sein, die Psychologie des Humors zu schreiben und seine wesentlichen Merkmale und Voraussetzungen zu bestimmen. Jedenfalls ist seine Grundtendenz durchaus monistisch; er gewährt bei voller Einsicht in die Weltenschwere durch die Kraft der Distanz die Fähigkeit universeller Bejahung. Darum ist er der Religiosität so nahe verwandt, ja in seiner edelsten Form mit ihr identisch. Sie aber ist universell, und an ihre Stelle tritt in den Schranken der Endlichkeit sofort das an Gegensätzen orientierte sittliche Urteil, das seinem Wesen nach dualistisch ist. Dieses aber fordert das Ethos, den Willen zu seiner Durchführung, mit der Begleiterscheinung pathetischer Erregung, die nur Gegenstand des Humors sein, aber nicht gleichzeitig mit ihr das Bewusstsein beherrschen kann.

Der Humor also fordert Distanz und gesamte Bejahung. Das ist in der Landorfer-Trilogie möglich gewesen; denn das war eine harmonische, geschlossene Welt mit so vollendeter Beziehung der Gründe und Zwecke, dass wir dies Ganze ruhig und freudig gut heissen. Das neue Buch aber lässt keine Distanz zu: dieser Zwiespalt zwischen Ideal und Leben ist unser Zwiespalt, diese von uns stärker, als es vielleicht der Dichter wünschte, empfundene Niederlage ist unsere Niederlage, diese weiche, kontemplative und von fremdem Urteil und Anstoss trotz allem abhängige Stimmung ist unser gewöhnlicher, unzulänglicher Zustand. Demgegenüber ist die Distanz nicht möglich, die der Humor fordert, und noch viel weniger die Erhebung in das Überzeitliche; denn ewig kann nur sein, was die Welt überwunden hat.

Der Spruch des „äussern Standes", der ein Kapitel so geistreich zusammenhält, könnte auch das ganze Buch umfassen: Imitamur quod speramus. Oder noch besser: Imitemur!

Mehr als ein Nachahmen erhoffter Tätigkeit ist es wirklich nicht, was wir da vor uns sehen. Und wer gar gleichzeitig in van Eedens „kleinem Johannes" gesehen hat, wie das Motiv, den

Menschensohn in wirklicher Knechtsgestalt durch unsere Verhältnisse zu führen, ergreifend, ja erschütternd wirken kann, ohne dass die Parallele ein einziges Mal genannt ist, der kann sie hier in einem Zusammenhang ohne den Willen zu den herben Konsequenzen eines Opferlebens nicht ertragen.

So ist dieses neue Buch Rudolf von Tavels kein humoristisches Werk und auch kein Werk des Humors in irgend einem Sinn, trotz aller lustigen Einlagen. Es erzählt von der Zweiheit des Menschen und seiner grossen Schwachheit. Gerade durch den Gegensatz zu dem humorvoll überlegenen Dichter der Landorfernovellen ist es aber ein äusserst lehrreiches und um seiner Ehrlichkeit willen — liebenswürdiges Buch.

ZÜRICH. DR GOTTFRIED BOHNENBLUST.

EIN FRIEDLICHER SPRACHENKAMPF

(Kulturhistorische Skizze.)

Im Jahre 1616 stand vor dem Bundestage in „Alt Fry Rätia" ein venezianischer Edelmann und bat unter Tränen um eine Alleanz der drei Bünde mit seiner Vaterstadt. Venedig war in einer schlimmen Lage. Fast ganz umgeben von den Habsburgern, seinen Todfeinden, und deren Verbündeten suchte es Hilfe bei Zürich und Bern. Allein diese konnten nur durch die Täler Graubündens und über die Pässe des Engadins und Veltlins ihre Truppen senden, und die von Österreich und Spanien bearbeiteten Bündner wollten ihnen den Durchpass nicht gestatten. Da tat der stolze Gesandte der stolzen Adria etwas, das ihn viel Überwindung kostete: Er reiste von Dorf zu Dorf, lud die Wortführer zu einem Trunk ins Wirtshaus ein, trank ihnen zu, unterhielt sich mit ihnen so gut es ging, sang das Loblied der bella Venezia und überschüttete die Bündner Bauern mit Schmeicheleien und Dukaten. Aber es war umsonst gewesen. Die Bünde verwarfen das Bündnis und Padavino musste ohne Erfolg, mit leerem Beutel und einem vom vielen Bescheidtun verdorbenen Magen das Land verlassen: Venedig hatte Gold gesät und Dornen geerntet. Der erzürnte